Banditen im Frack.

Kriminalroman, nach Emil Sabotiau.

(Fortsetzung.)

„Was soll geschehen?“ fragten sie Rochefort; „was haben Sie beschloffen?“

Als dieser mit der Antwort zögerte, trat ein großer, hagerer Mann vor ihn hin und fragte barsch: „Ziehen wir nach Paris? Ja oder nein?“

„Wer giebt Ihnen das Recht, mich zu fragen?“ entgegnete Rochefort.

„Das Volk, dessen Vertreter Sie sind!“

„Ich habe von Ihnen keine Befehle zu empfangen!“

„Um so schlimmer!“

Der Mann setzte den Fuß auf und verließ das Zimmer, gefolgt von Allen, die mit ihm gekommen waren.

Zugzwischen war Louis Noir, der Bruder des Ermordeten, angekommen, und beschwor Rochefort, beim Begräbnis seines Bruders alles Blutvergießen zu vermeiden. Nach einer erregten Debatte wurde endlich beschlossen, die Leiche in Neuilly zu beerdigen. Rochefort verlobte dies vom Fenster aus der unten harrenden Menschenmenge mit dem Bemerkten, daß der Wunsch der Familie des Ermordeten berücksichtigt werden müsse. Die Volksmenge stimmte dem Redner bei.

Ein hinter Raimund stehender Mann meinte: „Weshalb müßt ihr die Familie herein? Die Leiche gehört dem Volk und muß nach Paris gebracht werden!“

Als der Sarg auf die Straße gebracht wurde, entstand plötzlich eine Bewegung in der Menge. Ein Haufe stürzte sich auf den Sarg und suchte sich seiner zu bemächtigen.

Raimund und die zunächst Stehenden bemühten sich nach Kräften, die Andringenden abzuwehren, und es kam zu einem hitzigen Handgemenge. Ein mit einer Blouse bekleideter Mann von herkulischer Gestalt ergriff Raimund bei der Kehle; er würgte ihn und würde ihn wahrscheinlich zu Boden geworfen haben, was an dieser Stelle und in diesem Augenblick seinen Tod unter den Füßen der Streitenden zur Folge haben konnte, als ihm noch im rechten Augenblick der Engländer zu Hilfe kam, welcher vorhin Rochefort zum Angeboten hatte.

Ein Faustschlag zwang den Blousenmann, Raimund loszulassen, und der Engländer zog den jungen Mann rasch mit sich fort.

„Mein Herr,“ sagte Raimund, nachdem er tief Athem geschöpft. „Sie haben mir wahrscheinlich das Leben gerettet.“

„Der kleine Dienst, den ich Ihnen geleistet, ist nicht der Rede wert!“ erwiderte der Engländer, „entschuldigen Sie mich, daß ich Sie schon verlassen muß; der Leichenzug setzt sich in Bewegung, und ich will mir nichts von dem entgehen lassen, was geschieht.“

Der Leichenzug bewegte sich nach dem Kirchhof von Neuilly. Unmittelbar hinter dem Sarg schritten Rochefort und Ulrich de Fontville, dessen Ballet in dem Gedränge buchstäblich zerlegt worden war. Hinterher marschierten entblößte Hauptes viele Tausende.

Noch nicht dreißig Jahre alt, hatte das Leben doch schon fast allen Reiz für Raimund verloren; würde seine Mutter nicht gestorben, hätte er wohl seinem Leben ein Ende machen können. Hatte er aber ein Recht, über sein Leben zu verfügen? Wäre es nicht eine Freigabe gewesen, die er für allein zu lassen? In einer Nacht hätte man ihn die Leiche des ermordeten Gatten in's Haus gebracht; sollte man ihn in gleicher Weise die Leiche des Sohnes bringen, der selbst Hand an sich gelegt hatte? „Ich muß leben!“ sagte sich Raimund; „ich muß leben!“

Helfte ihm denn nicht die Pflicht, seinen Vater zu rächen? Und die Mörder seines Vaters waren ja überdies, wie er ahnte, dieselben Elenden, welche die Intrigue geponnen hatten, deren Opfer Simone war!

Die Regierung ging indessen gegen die Aufrechter mit großer Strenge vor. Das Ministerium erlangte von der Kammer die Bewilligung, Rochefort unter Anklage zu stellen, und er wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Als er sich am Abend im Saale, den seine Gefängnisgenossen zu Versammlungen benutzten, einfindet, wurde er von Polizei-Agenten umringt und zu einem Wagen geschleppt.

Raimund, der im Saale anwesend war, forderte die Anwesenden auf, Rochefort gewaltsam zu befreien.

„Was schlägt der Mensch vor?“ rief einer der Anwesenden.

Raimund wiederholte seinen Vorschlag.

„Er will uns der Polizei ausliefern!“ ließ sich dieselbe Stimme wieder vernehmen; „das kennt man bereits.“

Raimund protestierte gegen diese Verdächtigkeit, jedoch vergebens; feine elegante Kleidung, sein Auftreten, seine Art sich auszudrücken mußten ihn verdächtig erscheinen lassen.

„Wer bist Du?“ fragte ihn plötzlich ein stämmiger Burche von etwa zwanzig Jahren, indem er dicht vor ihn hintrat.

„Es ist ein Polizeispion!“ schrie ein anderer.

Es war schon zu dunkel, als daß Raimund zu erkennen vermocht hätte, welche die Menge gegen ihn aufregten; er versuchte, sich Gehör zu verschaffen, aber sofort wurde er überschrien.

„Nieder mit dem Polizeispion!“ heulte einer der ihn Umgebenden.

Mehrere Arme griffen nach ihm, und bevor er sich dessen versah, war er emporgehoben.

„In den Kanal mit dem Spion!“ rief dieselbe Stimme.

Zwei erst wußte Raimund sich der Gefahr, in der er schwebte, bewußt; er riß sich los, verfehlte einem der Männer, die ihn hielten, einen Schlag in den Nacken und drängte die anderen zurück. „Wehe dem, der mich anrührt!“ rief er.

Einige Sekunden stand die Menge regungslos, aber diese kurze Unentschlossenheit rettete Raimund. Ein kräftiger, mit einer Blouse bekleideter Mann brach sich Bahn zu ihm und rief: „Die Hände weg! Ich kenne den Bürger!“

„Es ist ein Spion!“ heute die Menge.

„So? Wirklich?“ spottete der Mann in der Blouse. „Wo ist denn der Schutz, der zu behaupten wagt, daß einer meiner Freunde ein Polizeispion ist?“

Da Niemand antwortete, ergriff der Mann Raimund's Arm und zog ihn mit sich fort. „Ziehen Sie!“ sagte er; „hier ist nicht Ihr Platz!“

„Aber diese Worte gesprochen, wollte er sich entfernen.“

Raimund hielt ihn zurück: „Sagen Sie mir wenigstens, wem ich meine Rettung verdanke!“ sagte er.

„Ich heiße Zellier,“ erwiderte der Mann, „und bin Arbeiter.“

„Und ich,“ erwiderte Raimund, „heiße Raimund Delorge, und ich möchte —“

„Ein Glas Wein bezahlen?“ fiel ihm der Andere in's Wort. „Schön gut! Wie Sie sich überzeugen können, sind alle Weinhandlungen geschlossen; wir müssen es uns also bis zu unserer nächsten Begegnung aufschieben.“ Mit diesen Worten entfernte er sich und war bald Raimund's Wälden entschwunden.

Als Raimund am folgenden Tage über seine Erlebnisse nachdachte, fielen ihm zwei Umstände auf, die ihm während der aufregenden Szenen des vorigen Tages entgangen waren.

Sowohl nach Rochefort's Verhaftung, wie auch gestern in Neuilly war ein ihm fremder Mann sein Retter gewesen, als seinem Leben Gefahr drohte, das eine Mal ein Engländer, das andere Mal ein Arbeiter. Er fragte sich, ob der Engländer und der Arbeiter nicht Agenten einer Person seien, die über ihn wachte. Wer konnte aber diese Person sein, wenn nicht Lorenz Cornebin?

Raimund wußte, daß der Arbeiter, der ihn gerettet hatte, Zellier hieß; er erlaubte sich in Arbeitertreffen nach ihm, aber ein Zellier war dort nicht bekannt. „Nun bin ich meiner Sache sicher,“ sagte sich Raimund, „als er den Heimweg einschlug.“

Zu Hause angekommen, schrieb er sofort folgenden Brief:

„An den Herrn, welcher nach Herrn Despéran fragte.“

Sind Sie derjenige, den ich vermute, sind Sie der ehemalige Kompanion des Herrn Pincheiro? Wenn ja, dann beschwere ich Sie, mir Gelegenheit zu bieten, mit Ihnen zu sprechen. Soll ich Ihnen noch ausdrücklich geloben, daß ich Ihr Geheimnis bewahren werde? Mein Glück, mein Leben stehen auf dem Spiel.“

Diesen Brief übergab Raimund der Portiersfrau mit dem Auftrag, ihn der Person zu übergeben, die nach ihm fragen würde.

Vier Tage vergingen, ohne daß jemand sich meldete. Raimund begann bereits zu befürchten, daß sein Plan erfolglos bleiben werde, als ihm am fünften Tage die Portiersfrau beim Nachhausekommen aus ihrer Loge zurief: „Er war da!“

Raimund erlebte. „Sie haben ihm den Brief gegeben?“ fragte er.

„Selbstverständlich!“

„Was hat er gesagt?“

„Er war anfangs überrascht, daß Sie einen Brief für ihn zurückgelassen hatten, und drückte ihn lange unentschlossen in der Hand hin und her. Endlich öffnete er ihn und verschlang ihn förmlich mit den Augen, dann wurde er purpurnrot, schlug sich vor die Stirn und rief: „Alle Wetter noch einmal!“ und lief schnell fort.“

„Und hat er keine Antwort für mich hinterlassen?“

„Nein.“

„Er hat nicht gefragt, wann er mich treffen könne?“

„Nein; nachdem er den Brief gelesen hatte, ist er wie ein Rasender fortgerührt.“

Raimund hätte die Portiersfrau gern noch so Manches gefragt, aber er fürchtete, ihre Neugierde zu erwecken, was leicht dazu führen konnte, daß sie sein Geheimnis entbedte. Er nahm seinen Schlüssel in Empfang und begab sich in seine Wohnung.

Wenn die Portiersfrau richtig berichtet hatte, und es lag kein Grund vor, dies zu bezweifeln, so konnte der Mann, der den Brief erhalten, auf keinen Fall Lorenz Cornebin sein. Er hatte also vielleicht durch seinen unüberlegten Schritt Cornebin's Feinden besten Ansehen in Paris erworben.

Von solchen Gedanken gequält, dachte heute lange gar nicht daran, das Hotel Maillefert zu beobachten. Als er endlich auf die Straße hinausging, bemerkte er, daß drüben die Fenster des Salons geöffnet waren und um einen mit Papieren bedeckten Tisch sieben oder acht Herren von ehrwürdigem Aussehen, in schwarzer Kleidung mit weißer Kravatte saßen.

Was bedeutete die? Raimund vermochte es sich nicht zu erklären; als es dunkel wurde, brachte ein Diener Lampen und schloß die Fenster.

„Ich werde nicht mehr hierher kommen,“ sagte sich Raimund; „was nützt mein Hiersein?“ Er verließ das Haus, war aber kaum hundert Schritte die Straße hinausgegangen, als er seinen Namen rufen hörte.

Fräulein Lydia eilte ihm nach. „Sie sind es?“ rief er überrascht.

Die arme Gouvernante schien selbst über das, was sie getan, erschrocken, und zitterte wie Espenlaub, während sie sich schau umschau. „Seit drei Tagen,“ sagte sie, „wandere ich vor dem Hause auf und ab, in der Hoffnung, Sie einmal zu beggähen.“

Raimund konnte nicht länger zweifeln, daß sich ein neues Unglück ereignen mußte. „Fräulein Simone sendet Sie?“ fragte er.

„Nein, ich suchte Sie ohne Ihr Wissen auf.“

„Was ist denn aber g'schehen?“

„Das Fräulein wird krank; ich habe gehört, wie sie es der Frau Herzogin ver sprach.“

„Simone wird heirathen!“ stammelte Raimund; „wen?“

„Das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es ihr Tod sein wird. Nachdem man ihr all' ihr Geld geraubt, nimmt man ihr auch das Leben, denn sie stirbt, Herr Delorge! Hören Sie wohl, sie stirbt! Ich ich dies sah, zögerte ich nicht länger, Sie aufzusuchen; was sollen wir nun thun?“

Ja, was war nun zu thun? „Oh, wenn Fräulein Simone gewollt hätte!“ rief Raimund; „sie hat mir selbst die Hände gebunden und mich zur Ohnmacht verurtheilt; sie will sich opfern, und sie opfert sich. Das ist mir ihr zu Grunde gehe, das kümmert sie nicht. Oh, Fräulein Simone hat mich nie geliebt!“

Die Gouvernante erhob protestirend die Hand. „Sie haben mich nicht verstanden!“ rief sie. „Auch ich Ihnen denn nochmals sagen, daß das Fräulein diese Hochzeit vielleicht nicht erleben wird.“

„Wir vergeuden die Zeit mit unnützen Reden,“ unterbrach sie Raimund. „Lassen Sie hören! Haben Sie eine Ahnung, wie man es bewerkstelligen hat, Fräulein Simone nach Paris zu laden?“

„Man hat ihr gesagt, daß die Ehre des Herrn Philipp in Gefahr stehe und daß sie ihn retten könne, wenn sie ein großes Opfer bringe.“

„Sie hat also auf ihr Vermögen verzichtet?“

„Ich glaube es.“

„Dah man ihr Alles genommen hat, finde ich begreiflich; aber diese Heirath!“

„Auch diese ist, wie es scheint, zu Herrn Philipp's Rettung nicht minder nöthig als ihr Geld.“

„Und Sie wissen nicht, wer der elende Schuft ist, der Fräulein Simone zur Heirath zwingen will?“

„Er ist mir nicht bekannt.“

Ohne daran zu denken, daß ihnen Evionen folgen konnten, hatte Raimund sehr laut gesprochen. Es war ihm entgangen, daß ein verdächtiger aussehender Mann sich in ihrer Nähe in einem Hansthor hingestellt hatte, wo er seine Pfeife anzuzünden schien.

„Raim wurde zum ersten Mal von dieser Hochzeit gesprochen?“ fragte Raimund.

„Vorgestern.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

Die Gouvernante beand sich in schlichter Vertretung. „Ich weiß nicht,“ stammelte sie, „ob ich es sagen kann, ob ich es sagen darf, — die heiligen Pflichten meines Berufs, — das Vertrauen, das man mir schenkt —“

Raimund stampfte ungeduldig mit

Gesundheits=

Lehre für Frauen

Schreibt uns offen

in vollem Vertrauen, mit ausführlicher Angabe Eurer Leiden und Eures Alters. Wir schicken Euch freien Rat in unbedrucktem geschlossenen Couvert und ein werthvolles Buch über „Weibliche Krankheiten.“

Adresse: Ladies' Advisory Department, The Chattanooga Medicine Co., Chattanooga, Tenn.

Zögert nicht.

Wenn Ihr an irgend welchen Frauenkrankheiten leidet, dann zögert nicht, Wine of Cardui zu gebrauchen. Er ist eine Medizin, die seit über einem halben Jahrhundert gerade bei solchen Krankheiten sich außerordentlich wirksam erwiesen hat.

„Seit den letzten neun Jahren,“ schreibt Sam'l. L. Davidson, der wohlbekannte Grundeigentumsmann von 1655 Eliot Str., Denver, Colo., „war meine Gattin von Frauenleiden geplagt, und wenn es nicht für

WINE OF CARDUI

Abhilfe für Frauenleiden

gewesen wäre, würde sie jetzt noch lebend sein. Ich gab mein Geschäft im Osten auf, um sie hierher zu bringen, aber ihre Gesundheit wurde dadurch nicht geestert. Unser Arzt konnte ihr nicht helfen, und all' seine Geschicklichkeit war vergebens. Sie fragte ihn, ob es kein bekanntes Heilmittel für Frauenleiden gebe. Er sagte, daß es eine Patent-Medizin sei, welche ihr aber den Namen nicht mittheilte. Sie erkundigte sich dann bei ihrem Apotheker, und derselbe empfahl Wine of Cardui. Nachdem meine Gattin Wine of Cardui, probirt hatte, erklärte sie, daß Cardui mit genügend frischer Luft mehr zuzugeben, als alle Doktoren zusammen genommen, und wir empfehlen ihn allen leidenden Frauen, bei denen keine chirurgische Operation nöthig ist.“ Probirt ihn gegen periodische Schmerzen.

S. L. Davidson

In allen Apotheken in \$1.00 Flaschen zu haben.

endlich auf die Straße hinausging, bemerkte er, daß drüben die Fenster des Salons geöffnet waren und um einen mit Papieren bedeckten Tisch sieben oder acht Herren von ehrwürdigem Aussehen, in schwarzer Kleidung mit weißer Kravatte saßen.

Was bedeutete die? Raimund vermochte es sich nicht zu erklären; als es dunkel wurde, brachte ein Diener Lampen und schloß die Fenster.

„Ich werde nicht mehr hierher kommen,“ sagte sich Raimund; „was nützt mein Hiersein?“ Er verließ das Haus, war aber kaum hundert Schritte die Straße hinausgegangen, als er seinen Namen rufen hörte.

Fräulein Lydia eilte ihm nach. „Sie sind es?“ rief er überrascht.

Die arme Gouvernante schien selbst über das, was sie getan, erschrocken, und zitterte wie Espenlaub, während sie sich schau umschau. „Seit drei Tagen,“ sagte sie, „wandere ich vor dem Hause auf und ab, in der Hoffnung, Sie einmal zu beggähen.“

Raimund konnte nicht länger zweifeln, daß sich ein neues Unglück ereignen mußte. „Fräulein Simone sendet Sie?“ fragte er.

„Nein, ich suchte Sie ohne Ihr Wissen auf.“

„Was ist denn aber g'schehen?“

„Das Fräulein wird krank; ich habe gehört, wie sie es der Frau Herzogin ver sprach.“

„Simone wird heirathen!“ stammelte Raimund; „wen?“

„Das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es ihr Tod sein wird. Nachdem man ihr all' ihr Geld geraubt, nimmt man ihr auch das Leben, denn sie stirbt, Herr Delorge! Hören Sie wohl, sie stirbt! Ich ich dies sah, zögerte ich nicht länger, Sie aufzusuchen; was sollen wir nun thun?“

Ja, was war nun zu thun? „Oh, wenn Fräulein Simone gewollt hätte!“ rief Raimund; „sie hat mir selbst die Hände gebunden und mich zur Ohnmacht verurtheilt; sie will sich opfern, und sie opfert sich. Das ist mir ihr zu Grunde gehe, das kümmert sie nicht. Oh, Fräulein Simone hat mich nie geliebt!“

Die Gouvernante erhob protestirend die Hand. „Sie haben mich nicht verstanden!“ rief sie. „Auch ich Ihnen denn nochmals sagen, daß das Fräulein diese Hochzeit vielleicht nicht erleben wird.“

„Wir vergeuden die Zeit mit unnützen Reden,“ unterbrach sie Raimund. „Lassen Sie hören! Haben Sie eine Ahnung, wie man es bewerkstelligen hat, Fräulein Simone nach Paris zu laden?“

„Man hat ihr gesagt, daß die Ehre des Herrn Philipp in Gefahr stehe und daß sie ihn retten könne, wenn sie ein großes Opfer bringe.“

„Sie hat also auf ihr Vermögen verzichtet?“

„Ich glaube es.“

„Dah man ihr Alles genommen hat, finde ich begreiflich; aber diese Heirath!“

„Auch diese ist, wie es scheint, zu Herrn Philipp's Rettung nicht minder nöthig als ihr Geld.“

„Und Sie wissen nicht, wer der elende Schuft ist, der Fräulein Simone zur Heirath zwingen will?“

„Er ist mir nicht bekannt.“

Ohne daran zu denken, daß ihnen Evionen folgen konnten, hatte Raimund sehr laut gesprochen. Es war ihm entgangen, daß ein verdächtiger aussehender Mann sich in ihrer Nähe in einem Hansthor hingestellt hatte, wo er seine Pfeife anzuzünden schien.

„Raim wurde zum ersten Mal von dieser Hochzeit gesprochen?“ fragte Raimund.

„Vorgestern.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

Die Gouvernante beand sich in schlichter Vertretung. „Ich weiß nicht,“ stammelte sie, „ob ich es sagen kann, ob ich es sagen darf, — die heiligen Pflichten meines Berufs, — das Vertrauen, das man mir schenkt —“

Raimund stampfte ungeduldig mit

dem Fuße. „Zur Sache!“ rief er barsch.

„Nun denn!“ begann die Gouvernante; „vorgestern ist Herr Philipp ausgefahren.“

„Allein?“

„Ganz allein. Als er um elf Uhr zum Frühstück zurückkam, war er so bleich, daß ich sofort etwas Schlüsses ahnte: er ließ seine Mutter um eine Unterredung bitten. Ich begab mich in den kleinen Salon, der sich neben dem Zimmer der Herzogin befindet, und hörte dort, wie Herr Philipp gleich beim Eintritt rief: „Wir sind schändlich hintergangen worden.“ Dann begann er etwas zu berichten, sprach aber so rasch, daß ich nur abgerissene Sätze verstehen konnte. Er sagte, daß es eine ungläubliche Unerschämtheit, daß Alles verloren sei, daß ihm nichts übrig bleibe, als sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen!“

Die Frau Herzogin hatte während seiner Erzählung wiederholt einen Aufschrei ausgestoßen. Schließlich sagte sie: „Da bleibt keine Wahl! Sie klingelte und befohl der eintretenden Kammerfrau, Fräulein Simone zu jagen, daß sie sofort kommen solle. Bald darauf trat das Fräulein ein. Was nun geschah, das weiß ich nicht; es wurde so leise gesprochen, daß ich kein Wort hörte. Als ich Fräulein Simone später begegnete, war sie so bleich wie eine Leiche und sagte zu mir: „Ich soll heirathen; ich überlebe es nicht!“

„Sie lieben Fräulein Simone?“ fragte Raimund. „Wollen Sie sie retten?“

„Oh, mein Herr!“

„Nun, dann führen Sie mich ja zu ihr!“

Waldob vor Angst gehorchte die Gouvernante; sie schritt einen dunklen Korridor entlang und öffnete dann die Thür eines kleinen Salons, der von einer Lampe erleuchtet war. „Fräulein —“ begann sie.

Raimund schob sie rasch bei Seite und trat ein. „Ich bin es!“ sagte er. Simone lag an dem Tische und blätterte in einem Paket Schriften, die vor ihr lagen. Als sie Raimund's Stimme vernahm, sprang sie so ungeschicklich auf, daß der Stuhl umfiel, und wich mit vorgestreckten Armen bis zum Kamin zurück. „Er!“ murmelte sie. „Raimund!“ Man brauchte sie nur anzusehen, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß Fräulein Lydia nicht ohne Grund um ihr Leben besorgt war. Sie war nur noch ein Schatten von dem, was sie früher war. Die Wärmepfatten des Kamins waren nicht so weiß wie ihr Gesicht; das Feuer ihrer Augen war erloschen.

Schachamts-Reform?

Mit dem 4. März erhält das Bundeschachamt einen neuen Leiter, indem der gegenwärtige Inhaber des Postens Schachamtssekretär Schabo, der sich in das Privatleben zurückzieht, dann den gegenwärtigen Generalpostmeister Cortelhou zum Nachfolger erhält. Natürlich hüllt sich der zukünftige Schachamtssekretär betreffs seiner Pläne, speziell über die leitenden Gesichtspunkte seiner kommenden Verwaltung jenes herabragend wichtigen Zweiges der Bundesadministration, in absolutes Schweigen. Immerhin ist soviel durchgedrückt, daß der neue Schachamtssekretär, in ähnlicher Weise, wie er als Leiter des Bundespostamts reformatorisch gewirkt hat, auch eine Veränderung der bisher im Schachamt befolgten Methoden plant. Die letzten Vorsteher des Departements haben sich hauptsächlich mit Finanzfragen beschäftigt und die Leitung der Detailarbeiten den Bureauchefs überlassen. Gleiches ist jedoch von Cortelhou nicht zu erwarten, und heißt es, daß z. B. unter seiner Leitung die an der Deponierung von Bundesgeldern interessierten Finanzinstitute fernerhin ganz gleichmäßig behandelt werden sollen. Bisher war das wohl nicht der Fall, und ist die Bevorzugung hiesiger, großer Banken eine bekannte Thatsache, wie auch behauptet wird, es sei bisher üblich gewesen, daß gewisse Bankhäuser durch Vorher von Washington aus ertheilte Winkeln über bevorstehende Schachamts-Maßnahmen finanzieller Natur begünstigt worden seien. Aber solcher Bevorzugung will angezogen der zukünftige Schachamtssekretär ein Ende machen, und soll sich daraus die Opposition erklären, welche es vermocht hat, die Bestätigung der von Präsident Roosevelt vollzogenen Ernennung Cortelhous zum Schachamtssekretär durch den Bundes Senat um Monate zu verzögern.

Auch für den Ausgang der Tarifverhandlungen mit Deutschland ist der Personenwechsel in der Leitung des Bundeschachamts von großer Bedeutung. Während der derzeitige Schachamtssekretär, Scham, einer der Führer jeder Tarifänderung opponirenden sa, „Stand-patlers“ und notorisch einem Entgegenkommen Deutschland gegenüber abgeneigt ist, läßt sich erwarten, daß der künftige Chef des Schachamts, der frühere Privatsekretär Präsident Roosevelts, Cortelhou, sich weniger ablehnend verhalten und eher geneigt sein wird, auf die Intentionen des ein gutes Einvernehmen mit Deutschland herbeizuwünschten Präsidenten einzugehen. Die Berliner Konferenzen zwischen Vertretern unserer wie der deutschen Regierung haben dahin geführt, daß Deutschland, in der Erwartung, daß es zum Abschlusse einer dauernden Handelsvereinbarung mit den Ver. Staaten kommen werde, zu einer Verlängerung des gegenwärtigen „modus vivendi“ bereit ist, vorausgesetzt, daß diesbezüglich hinsichtlich der Zollbehandlung deutscher Importwaaren solche Konzessionen gemacht werden, wie sie der Präsident aus eigener Machtvollkommenheit gewähren kann. Bei der ablehnenden Haltung des vor dem Rücktritt von seinem Amte stehenden Schachamtssekretärs ist kaum zu erwarten, daß, sofern sich obige Bedingungen bestätigen, Zollleichterungen für den Import deutscher, und damit zugleich natürlich für Waaren aller sonstigen Herkunft, noch vor dem 4. März werden in Frage kommen.

(N. Y. Handelszeitung.)

Von Gendarmen er-mordet.

Ein Mann aus Trebinje, Bosnien, war nach 20jährigem Aufenthalt in Amerika mit seinen Ersparnissen im Betrage von 36,000 Kronen (\$7308) heimwärts gereist. In der Station Konjica fing er aus, um Eisenkarten zu kaufen, veräußerte aber dabei die Aufsicht des Juges. Da er mit dem Gelde nicht wagte, in einem Gasthause abzusitzen, begab er sich in die Gendarmereifakelne, um für die Nacht um Unterschutz zu eruchen. Im Laufe des Abends überließ er die Gendarmen, die ihm ein Bett überließen. Eine Stunde später vernahm ein Forstbeamter, der an der Kaserne vorüberging, gellende Rufe. Er klopfte an das Thor, erhielt jedoch keine Antwort. Eben wollte der Beamte Leute alarmiren, als er auf andere Gendarmen stieß, die von einer Streifung heimkehrten. Da auch ihnen nicht geöffnet wurde, schlugen sie das Thor ein und trafen in Wachzimmer die zwei Kameraden und tobt zu ihren Füßen den Fremden an. Die Gendarmen hatten diesen ermordet, ihm das Geld abgenommen und es in ihren Stiefeln versteckt. Die Räuber wurden gefesselt und dem Gefängnis übergeben.

Eine Epilade aus dem Kriege 1870.

Ein bayerischer Hauptmann, der bei einem Einwohner von Orleans im Quartier lag, hatte einen langen und anstrengenden Tagesdienst gehabt und als er zu Bett ging, seinem Burchein anempfohlen, ihn unter keinen Umständen zu wecken. Am nächsten Morgen hörte der Soldat die Trommel der retirirenden bayerischen Regimente, aber dem erhaltenen Befehle getreu ließ er seinen Herrn ruhig weiter schlafen. Bald darauf ertönten die französischen Hörner und der Hausbesitzer kam in das Zimmer des Offiziers und rüttelte ihn aus dem Schlafe auf und sagte: „Kapitän, gestern waren Sie mein Gast, aber heute haben die Franzosen die Stadt wieder gewonnen, und Sie sind mein Gefangener.“ — „Ah, wirklich?“ fragte der Hauptmann, wobei er sich einem Gähnen hingab, daß das Bett kratzte. „Ja wirklich, Kapitän.“ — „Und ist keine Hoffnung auf Widerstand vorhanden?“ — „Gar keine!“ — „Richtig,“ sagte der Hauptmann seinem Burchein, der ruhig zuhörte, „gib dem Herrn unsere Säbel, wir sind Gefangene.“ Indem er dies sprach, legte sich der Kapitän auf die andere Seite, um seinen gestörten Schlaf fortzusetzen.

An der sächsisch-böhmischen Grenze.

Sächsischer Grenzwärter: „Ach, Sie' wir'n verzeih'n, mei kutes Herrchen, ham Se vielleicht ein Bafz?“

Böhmischer: „Thut mir leid! Ich bin Temorist!“

Daher. A.

„Wie kommt es, daß unser Freund Beck mit seinen Wägen über Schwiegermutter aufgehört hat?“

— B.: „Seit er selbst geheirathet hat, sind ihm die Wäge vergangen.“

In der Klemme.

K a u s f r a u: „Da drinnen im Eckran rührt sich was!“

R ö h l i n: „Hm, sollte die gebratene Gans nicht ganz todt sein?“

Gutmüthig.

N a c h t w ä c h e r (als Nacht beim Sandbauer ein Feuer aufgeht): „Ich werd' nur mit dem Armiren noch a bissel warten — der arme Teufel braucht's!“

Variirtes Citat.

„Sie wollen schon heim zu Ihrer Alten?“ — „Was hilft's: Der Mann muß hinein in's feindliche Leben!“

Man erzählte große Sel-

Lerie-Knollen, wenn man jeden Tag das Aufwaschwasser auf die Selleriedede in den Garten gießt. Der Sellerie braucht viel Feuchtigkeit und das feite Wasser ist gleichzeitig ein gutes Düngemittel.

(Fortsetzung folgt.)

Ich und Du.

Ich bin ein abgefall'nes Blatt,
Das — allzutrüb vom Sturm verweht —
Auf dem Brauchfeld wandernd
Vergeblich einen Halt erspäht ...

Und Du — ein trüch' armes Ding,
Das sich weitab vom Glück verirrt,
Ein flügelmüder Schmetterling,
Der bang das lose Blatt umschwirrt.

Ein Knauer.

Prinzipal: „Wie, anstatt zu arbeiten, sitzen Sie hier und frühstücken?“

Angeklagter: „Berzählen Sie, aber ich muß jeden Morgen eine halbhuibige Raddour zurütlegen, bevor ich ins Bureau komme.“

Prinzipal: „Ach was, lernen Sie freihändig fahren und frühstücken Sie auf dem Rad!“

Das Gefährlichste.

Am meisten von allem
Was loct auf der Welt,
Nicht auf der Phrasen,
Die Dir gefällt.

Hübcher Trost.

Verbrecher: „Ach, es ist entsetzlich, auf Lebenszeit ins Zuchthaus gesteckt zu werden!“

Vertheiliger: „Ja, es ist allerdings schlimm, aber vielleicht haben Sie Glück und leben nicht mehr lange.“

Je heller uns Erfahrung das Leben macht, um so frostiger wird es in ihm.